

Sadhu Sundar Singh.

Viel, viel zu viel ist über den „Sadhu“ geschrieben worden. Die englische Literatur ist natürlicherweise die reichste über ihn. Aber auch in andern Ländern hat man sich mit dem indischen „Mystiker“ und modernen „Heiligen“ eifrig befaßt. Vor allem in Deutschland. Als dann gar der Marburger protestantische Theologe Heiler ihm eine eigene Schrift widmete, wollte die Zahl der Artikel und Artikelchen in Zeitschriften und Zeitungen kein Ende nehmen. Selbst viele katholische Blätter ließen es sich nicht nehmen, vor dem neuen Wundermann, der so schön vom Gebet und andern Dingen reden konnte, ihre Verneigung zu machen, wenn sie es auch schüchtern wagten, einige wenige abweichende Ansichten zu äußern.

Die Gründe für diese Verhimmelung des sonderbaren Heiligen sind verschieden. Bei vielen ist es das Modewort „Mystik“, über dem man alle Vernunft und Wirklichkeit vergißt. In keiner Zeit ist soviel über Mystik geredet worden wie in der unsrigen, aber auch wohl selten war man sich so wenig klar bewußt, was eigentlich Mystik ist, wie gerade heute. Da die scharf umrissenen Begriffe fehlen und eine hohe, heilige Sache fast zur Spielerei geworden ist, fällt man auf jeden — sagen wir es gleich deutlich heraus — Schwindel herein, der sich in das Gewand des Mystischen kleidet, namentlich wenn dieses Gewand der gelbe Aszetenmantel des indischen Sadhu ist. Man glaubt alles, was über Indien geschrieben wird, aber auch alles und erst recht alles, was im Wunderland südlich des Himalaja seine Heimat hat.

Ein zweiter Grund liegt in den eigenartigen Bestrebungen, die im neueren Protestantismus Platz gegriffen und die in Söderblom und Heiler ihre hauptsächlichsten Vertreter haben. Wir meinen das, was man als evangelischen Katholizismus bezeichnet. In ihren Bemühungen, ein Zwischending zwischen Katholizismus und Protestantismus zu schaffen, glaubten diese Theologen, in Sundar das gefundene zu haben, was sie bis dahin in ihrer Kirche schmerzlich vermißt hatten: einen echten Mystiker und Wundertäter, der sich den katholischen Heiligen würdig an die Seite stellen ließ. Söderblom und Heiler sahen in Sundar den Typus eines Mannes, der zwar der Konfession und Glaubensauffassung nach der protestantischen Kirche angehörte, aber doch die Brücken nach dem Katholizismus, so wie sie ihn auffassen, bauen ließ. „In seinem Gottesumgang“, so schreibt Heiler, „wie in seinem Dienst am Seelenheil der Brüder gleicht Sundar Singh den Großen und Größten unter den christlichen Heiligen. Was er vom Beten und Schauen, von Versöhnung und Verzeihung, von Lieben und Leiden, von Friede und Freude uns verkündet, das stimmt mit dem Besten und Tiefsten der christlichen Frömmigkeit überein. Und doch läßt sich seine Frömmigkeit in keinen christlichen Frömmigkeitstypus ohne weiteres einfügen.“ Wenn alles, was vom Sadhu berichtet wird, der Wahrheit entspricht, dann besitzt auch der Protestantismus in sich die Kräfte, die die höchste Mystik zur Entfaltung bringen können. Dann sind Männer wie ein hl. Franz von Assisi nicht mehr rein katholische Erscheinungen, sondern Produkte des Gemeinsamen beider Konfessionen, die auf dem Boden jeder derselben sich mit gleicher Leichtigkeit entwickeln können. Wie Sabatier einst ver-

suchte, den Heiligen von Ussisi zum Protestantismus herabzuziehen, so versuchen jetzt Heiler und andere, den protestantischen Indier in die Reihe der katholischen Mystiker einzuordnen, ohne ihn aus dem protestantischen Mutterboden loszureißen.

Es ist eine eigentümliche Tatsache, daß man den Sadhu zwar in allen Tonarten feiert, daß sich aber bis heute bei uns niemand die ernste Frage vorgelegt hat, wieweit seine Berichte auf Wahrheit beruhen. Wer die Erzählungen Sundars liest, unbefangen und vorurteilsfrei, dem wird es nicht entgehen, an wie vielen Stellen die historische Kritik sich gezwungen sieht, Fragen aufzuwerfen, von deren Beantwortung die Glaubwürdigkeit der Berichte abhängt. Der einzige Zeuge für die zahlreichen wunderbaren und sonderbaren Tatsachen ist der Sadhu selbst. Seine Wunder spielen alle in Tibet; wenn Indien schon für uns ein geheimnisvolles Land ist, dann erst recht das unzugängliche Tibet, das nur selten der Fuß eines Europäers betrifft. Nur wenige Berichte erzählen von Ereignissen, die sich in Indien selbst abspielten. Aber auch dann sind die Erzählungen so gehalten, daß man ihre Wahrheit schwer ermitteln kann; ja man hat den Eindruck, daß die konkreten Umstände immer so gewählt sind, daß sie die Spuren für historische Nachforschung verwischen.

Und doch möchte man glauben, daß sich die Ereignisse, die alle innerhalb der letzten zwanzig Jahre liegen sollen, historisch irgendwie bewahrheiten lassen. Wenn Indien auch weit entfernt ist und sein Leben mit dem Schleier des Mysteriösen umwunden ist, so ist es doch nicht unzugänglich; es ist ein altes Kulturland, mit dem sich die Wissenschaft viel beschäftigt und in dem zahlreiche Europäer ihren Wohnsitz aufgeschlagen haben. Es wirft ein sonderbares Licht auf den wissenschaftlichen Betrieb mancher Kreise, daß es keinem der Biographen des Sadhu in den Kopf gekommen ist, die Grundlagen seines Lebens mit der Sonde der historischen Kritik zu untersuchen. Man ist aufs peinlichste kritisch, wenn es sich um katholische Heilige handelt. Aber hier, wo man die beste Gelegenheit hätte, seine Grundsätze zur Tat werden zu lassen, ist man leichtgläubig bis zum Äußersten. Man übergibt sich auf Gnade und Ungnade den Erzählungen seines Helden oder besser denen seiner beiden Impresarios, des Indiers A. Zahir und der Missionsdame Frau R. J. Parker, die die ersten längeren Berichte über das Leben des Sadhu veröffentlicht haben. Zwar stimmen diese Berichte nicht überall überein, auch werden sie von Auflage zu Auflage mehr ausgeschmückt. Aber das alles hindert nicht, auf diesem morschen Boden ein religionswissenschaftliches Gebäude aufzuführen, das das alte, solide Bauwerk der katholischen Kirche ersetzen soll.

Unter diesen Umständen war es eine dankenswerte Mühe, der sich H. Hosten, katholischer Missionär und verdienter indischer Historiker in Darjeeling, unterzog, als er es unternahm, den Angaben des Sadhu historisch nachzugehen und ihre Glaubwürdigkeit zu prüfen. Seine Untersuchungen hat er in der katholischen Wochenschrift *The Catholic Herald*, der in Kalkutta erscheint, niedergelegt. Die Nachforschungen, die oft auf große Schwierigkeiten stießen, sind noch nicht abgeschlossen. Auch stehen mir nur einige Nummern der genannten Wochenschrift zur Verfügung. Gerade die grundlegenden ersten Artikel Hostens konnte ich mir nicht mehr verschaffen, da sie vollständig vergriffen waren. Aber es genügt uns hier, an einem Beispiel zu zeigen, wieweit die

Angaben des Sundar Singh glaubwürdig sind. Vielleicht findet sich später eine Gelegenheit, an anderer Stelle weitere Ausführungen folgen zu lassen, die beweisen, daß es sich im Folgenden nicht um einen einzelnen Fall handelt.

In allen Lebensbeschreibungen des indischen „Heiligen“ spielt sein vierzig-tägiges Fasten eine große Rolle. Es ist ganz rührend, was in den einzelnen Biographien darüber zu lesen ist. Auf unsere sinnensfreudige Welt, die vom Materialismus des Abendlandes angekränkt ist, müssen diese Berichte des indischen Büßers einen tiefen Eindruck machen und seinen Lehren eine über-natürliche Weihe geben.

Was sagt die historische Kritik zu dem, was die Biographen in diesem Punkte berichten und was der Sadhu selbst von sich über sein langes Fasten erzählt?

Die erste Darstellung des vierzig-tägigen Fastens des Sadhu findet sich bei Zahir in seiner Schrift *A Lover of the Cross* S. 65—66. Es ist aber erst die zweite Auflage von 1918, die den Bericht enthält. Es ist sehr auffallend, daß die erste Auflage von 1917 noch nichts von der Sache weiß.

Zahir betont ausdrücklich, daß seine Erzählung die einfache Wiedergabe eines schriftlich niedergelegten Berichtes ist, den der Sadhu selbst verfaßt hat. Es heißt dort:

„Wie er ein Fasten von vierzig Tagen beobachtete.

Über diese ernste Erfahrung schreibend, sagt Sundar:

Nachdem ich dem Herrn verschiedene Jahre gedient hatte, fühlte ich das Bedürfnis, mich an einen einsamen Platz zurückzuziehen, wo ich für vierzig Tage ein körperliches Fasten beobachten und jeden Augenblick meiner Zeit in Gebet und Betrachtung verbringen konnte, indem ich um seinen Segen bat für das, was ich bereits für ihn zu tun versucht hatte, und um seine Hilfe und Führung für die Zukunft flehte. Im Anfang fand ich diese neue Erfahrung ziemlich hart und schmerzlich; doch mit den fortschreitenden Tagen wurde ich daran gewöhnt und fand es so weniger anstrengend. Aber die Kraft meines Körpers schwand allmählich dahin; es war, als ob ich mich von meinem eigenen Blute ernährte. Meine Augen wurden dunkel und ich konnte kaum meine Lippen oder ein anderes Glied meines Körpers bewegen.

Auf der andern Seite wurden meine geistigen Fähigkeiten zehnmal tätiger als früher, während die Unsterblichkeit der Seele mir in einem neuen Lichte bewiesen wurde.

Es war in diesem Zustand des geistigen, weit aufgeschlossenen Wachseins, daß ich die Glorie des Herrn schaute und ihn ein zweites Mal in meinem Leben mit meinen körperlichen Augen sah.

Dieser glorreichen Vision folgte ein Einfließen des Heiligen Geistes und ein durchdringendes Gefühl seiner immerdauernden Gegenwart. Die Vision offenbarte mir auch den Plan Gottes über meine Zukunft: daß ich ihm noch für einige Jahre in der Zukunft in der Welt dienen sollte.

Am Ende der vierzig Faststage war ich wenig mehr als eine Leiche, und es war ganz außer Frage für mich, ob ich noch fähig wäre, mich zu bewegen. Aber Gott war nahe, um zu helfen, und am allerersten Tage nach meinem Fasten kamen zufällig zwei Holzhacker des Weges, die Holz suchten. Da sie mich so absolut hilflos fanden, banden sie mich in eine Decke und trugen mich

herab nach Rishi Kesh. Von Rishi Kesh wurde ich nach Dehra Dun gebracht und von da in einem Wagen nach Annfield.

Hier behandelten mich meine christlichen Freunde mit Liebe und nährten mich so gut, daß ich in weniger als zwanzig Tagen ganz stark und arbeitsfähig wurde. Wenn Leute mich wieder sahen, drückten sie ihr großes Erstaunen aus.

Nach ihrer Meinung war ich verloren und irgendwo in den Hügeln gestorben. Einige waren dessen so sicher, daß sie meinen Tod in verschiedenen Zeitungen ankündigten und Beileidsbriefe an meine besonderen Freunde schrieben.

Das war hauptsächlich das Resultat der Eilfertigkeit meines Freundes, Herrn S., mit der er diesen Schluß zog. Als er so viele aufeinanderfolgende Tage kein Lebenszeichen von mir sah, glaubte er, ich sei entweder von wilden Tieren zerrissen oder durch Hunger und Durst auf dem Wege zu Grunde gegangen. Als er später seinen Irrtum entdeckte, bedauerte er ihn sehr und war sehr traurig darüber, daß er so viele Freunde ohne Grund so sehr betrübt habe.“

In diesem Bericht wird mit Sundars eigenen Worten klar und deutlich gesagt, daß das Fasten volle vierzig Tage gedauert habe. Zahlreiche andere Fragen, die der Historiker stellen möchte, bleiben dagegen unbeantwortet. Es fehlt die genaue Zeitangabe, der Ort wird nur angedeutet. Man fragt sich, wie es möglich gewesen sei, den Todkranken von Rishi Kesh nach Annfield zu bringen, da die Entfernung so groß ist, daß ein Wagen mindestens drei Tage braucht. Wichtiger noch wäre es, wenn man etwas darüber erfahren hätte, wer dieser Herr S. ist, der die geheimnisvolle Rolle spielt. In ihm würde man einen Zeugen haben, der uns von der Wahrheit des Berichtes wenigstens einiges sagen könnte.

Schon Frau Parker, die 1918 ein Leben des Sadhu herausgab, scheint sich diese Fragen gestellt zu haben. Sie hat sie dem Sundar vorgelegt, als dieser in der zweiten Februarhälfte 1918 sich in ihrer Missionsstation in Trivandrum aufhielt. Das Resultat ihrer Nachforschungen war das neue Leben des Sadhu, das mit seiner ausdrücklichen Billigung erschien, und von dem er sagte, daß der Heilige Geist die Verfasserin bei der Abfassung geführt habe.

In der ersten Auflage dieser Schrift erhalten wir von dem vierzigstägigen Fasten Sundars folgende Darstellung:

„Etwa vier Jahre später, als die beabsichtigte Reise nach Kanada gescheitert war, wandte sich der Geist des Sadhu der Idee zu, sich zum Gebet und Fasten zurückzuziehen, in der Überzeugung, daß diese Dinge dem großen Bedürfnis nach einer engen Vereinigung mit Gott und gesteigerter Macht in dessen Dienste helfen würden.

Es war um diese Zeit, daß der Sadhu mit einem römisch-katholischen Arzte, einem Franziskaner, in Berührung kam, Dr. Swift mit Namen, und während er mit ihm zum Norden fuhr, erörterten sie die Idee des Fastens, wobei der letztere versuchte, den Sadhu zu überreden, von dem Versuch abzustehen, und ihm erklärte, daß der Tod sicherlich die Folge wäre, wenn er auf seinem Vorsatz beharre. Da er aber sah, daß der Sadhu an dem Verlangen festhielt, bat ihn dieser Doktor, daß er ihm die Adressen seiner hauptsächlichsten Freunde gebe, damit er mit ihnen in Verbindung treten könne. Das geschah, und die

beiden Männer trennten sich, der Doktor mit der Absicht, sich einer katholischen Bruderschaft anzuschließen, und der Sadhu mit dem Entschluß, die Zurückgezogenheit aufzusuchen, damit er sich dem Gebet und Fasten hingeben könne. Fernab in die Dschungelgegend zwischen Hardwar und Dehra Dun begab sich Sundar Singh allein, um seinen Gott zu finden.

Die Tage wurden zu Wochen, und keine Nachrichten von ihm erreichten die Welt. Als die zweite Woche vorbei war, glaubte sein katholischer Freund ganz sicher, daß er tot sei und daß er in dem Dschungel, wohin er sich zurückgezogen hatte, irgendwo erlegen sei, und so telegraphierte entweder er selbst oder einer seiner klerikalischen Freunde an die Freunde Sadhus, daß dieser tot sei. Da die Tage zu Wochen wurden, war die Wahrscheinlichkeit dafür so groß, daß man es als feststehende Tatsache hinnahm. Nachrufe erschienen in verschiedenen Zeitungen, ein Totengottesdienst wurde gehalten, und Geld wurde gespendet zur Errichtung einer Gedenktafel in der Kirche von Simla.

Inzwischen blieb der Sadhu in dem Dschungel ohne Nahrung, und er wurde Tag für Tag schwächer. Da er bezüglich dessen, was ihm geschehen konnte, gewarnt worden war, traf der Sadhu Vorkehrungen für die Zeit zunehmender Schwäche, indem er vierzig Steine sammelte, von denen er täglich einen fortwarf, um die Zahl zu kontrollieren; aber am Schluß wurde er so schwach, daß er nicht einmal dazu imstande war. Sein Gehör und sein Augenlicht schwanden, und er lag da wie in einem hypnotischen Schlaf, zwar bewußt dessen, was mit ihm vorging, aber unfähig, irgend ein äußeres Lebenszeichen von sich zu geben. In demselben Maße, wie die physische Kraft schwand und äußerste Erschöpfung sich einstellte, fühlte er in sich eine große Belebung des Geistes, und in diesem Zustand wurden ihm die vollständige Abhängigkeit von Gott und andere Dinge von größter geistiger Bedeutung geoffenbart, so daß von dieser Zeit ab keiner der Zweifel, die ihn früher bedrückten, mehr Gewalt über ihn hatte.

In diesem Zustand wurde er von einigen Bambus-Schneidern gefunden; da sie sein gelbes Gewand sahen, schlugen sie ihn in seine Decke, hoben ihn auf und trugen ihn nach Rishi Kesh und dann nach Dehra Dun. Von dort wurde er in einem Wagen nach Annfield gesandt. Durch das, was er durchgemacht, war er so in seinem Aussehen verändert, daß seine christlichen Freunde in Annfield ihn nicht wiedererkannten und nur aus dem Namen in seinem Neuen Testament erfuhren, wer er war. Diese Freunde pflegten ihn wieder gesund, und im März war er so wohl, daß er seine Reisen fortsetzen konnte; so ging er nach Simla und hörte dort die Geschichte von seinem berichteten Tode.

Diese schreckliche Erfahrung brachte dem Sadhu die Erleuchtung, die er davon erwartet hatte, und obwohl die Zeit sich nicht genau bestimmen ließ, und das Fasten nicht vierzig Tage gedauert haben konnte, wurde doch diese Erleuchtung fast mit Lebensgefahr gewonnen.“

Während der erste Bericht mit deutlichen Worten sagt, daß das Fasten volle vierzig Tage gedauert habe, ist dieser zweite Bericht schon vorsichtiger. Vierzehn Tage scheinen angesetzt zu werden. Von da ab erscheinen als neue Idee die vierzig Steine. Daß das Fasten nicht vierzig Tage gedauert habe, wird nicht gesagt; aber es wird doch wohl genügend angedeutet, daß nach den ersten vierzehn Tagen das Zählen nicht mehr zuverlässig war. Doch das nur neben-

bei. Wichtiger für uns sind die Angaben über den Herrn S., der sich als ein römisch-katholischer medical man, ein Franziskaner entpuppt. In einer Neuauflage des Buches der Frau Parker vom Jahre 1920 wird das oben eingehend dargestellte Verhältnis des Sadhu zu dem Franziskaner Swift noch um einige Züge erweitert, so daß das Ganze durch die angeführten Einzelheiten für den leichtgläubigen Leser an Glaubwürdigkeit gewinnt. Leider verlegt der Sadhu den Wohnort des katholischen Priesters nicht nach Dehra Dun selbst, sondern in die Nähe dieser Stadt, während tatsächlich eine katholische Kirche wohl in der Stadt selbst sich befindet, aber keine in der näheren Umgebung.

Ein drittes Leben des Sadhu wurde von B. H. Streeter, Ehrendoktor der protestantischen Theologie der Universität Edinburgh, zusammen mit dem Indier A. J. Appasamy im Jahre 1921 herausgegeben. Dieses erschien in deutscher Übersetzung im folgenden Jahre, mit einem Geleitwort des Erzbischofs von Upsala. Bezüglich der Tatsachen wird hier nichts Neues geboten. Das Hauptgewicht wird auf die ästhetische Bedeutung der Fastenzeit im Leben des Sadhu gelegt. Da heißt es:

„Der Sadhu versichert, das Fasten habe einen dauernden Einfluß auf sein geistiges Leben hinterlassen. Gewisse Zweifel, die er noch hegte, schwanden endgültig. Vorher war er manchmal nicht sicher gewesen, ob seine Friedens- und Glücksempfindung nicht irgendwie ‚eine verborgene Lebenskraft seines eigenen Daseins‘ sein könne, die aus seinem Innern emporquellte, also nicht der göttlichen Gegenwart zuzuschreiben sei. Allein während des Fastens, als seine körperlichen Kräfte gleich Null oder fast gleich Null waren, nahm sein Friede ganz bedeutend zu und wurde noch viel stärker. Das hat ihn überzeugt, daß dieser Friede dem Himmel entstammt und nicht die Folge des natürlichen Wirkens seiner menschlichen Anlagen ist. Ein weiteres Ergebnis des Fastens war die Überzeugung, daß die Seele unabhängig vom Gehirn ist. Er hatte oft darüber nachgedacht, was nach dem Verfall seines Körpers aus seiner Seele werden würde. Aber seit er während des Fastens entdeckt hatte, daß seine geistigen Fähigkeiten beweglicher und lebendiger zu werden schienen, je schwächer sein Körper wurde, zog er daraus die Schlussfolgerung, daß die Seele etwas vom Gehirn völlig Getrenntes sein müsse. ‚Das Gehirn ist nur die Werkstätte, in der die Seele arbeitet. Das Gehirn gleicht einer Orgel und die Seele dem Organisten, der darauf spielt. Zwei oder drei Tasten sind vielleicht verstimmt und bringen keine Harmonie hervor. Das bedeutet jedoch nicht, daß der Organist fehlt.‘

Das Fasten, so sagt er uns, übte auch eine dauernde Einwirkung auf seinen Charakter aus. ‚Ehe ich das vierzigstägige Fasten unternahm, wurde ich oft von Versuchungen befallen. Wenn Sie Ihr Buch schreiben, müssen Sie auch meine Schwächen erwähnen. Besonders wenn ich müde war, pflegte ich ärgerlich zu werden, wenn Leute zu mir kamen, um sich mit mir zu unterhalten und Fragen zu stellen. Ich habe noch mit dieser Schwierigkeit zu kämpfen, aber nicht annähernd so sehr wie vor dem Fasten. Meine Freunde haben mir sogar gesagt, daß sie nichts mehr davon merken; aber selbst wenn sie recht hätten, es ist doch eine Schwäche, die ich nicht in meinem Leben haben möchte. Sie hat mir viele Schwierigkeiten und Strupel verursacht, aber vielleicht ist sie mir geschickt

worden, um mich demütig zu erhalten, wie der Pfahl im Fleische, von dem Paulus spricht, mit dem er vielleicht, wie ich manchmal glaube, dasselbe gemeint hat. Oder vielleicht ist sie zum Teil die Folge davon, daß ich noch im Fleische lebe; ich wünschte, es wäre nicht so. Vor dem Fasten litt ich auch unter andern Versuchungen. Wenn ich Hunger und Durst hatte, so murrte ich und fragte, warum der Herr nicht für mich sorgte. Er hatte mir befohlen, kein Geld mit mir zu nehmen. Hätte ich Geld bei mir gehabt, so hätte ich ja kaufen können, was ich brauchte. Seit dem Fasten jedoch, wenn ich von körperlichen Leiden heimgesucht werde, sage ich: Es ist meines Vaters Wille; vielleicht habe ich etwas Unrechtes begangen, wofür ich nun leiden muß. Vor dem Fasten war ich auch zuweilen versucht, das Leben eines Sadhus mit seinen Mühsalen aufzugeben, zum Wohlleben in meines Vaters Haus zurückzukehren, mich zu verheiraten und behaglich zu leben. Konnte ich auf diese Weise nicht auch ein guter Christ sein und ein Leben der Gottesgemeinschaft führen? Aber dann sah ich ein, daß, wenn es auch für andere keine Sünde sein mochte, behaglich zu leben, Geld und ein Heim zu haben, Gott mich zu etwas anderem berufen habe; das Geschenk der Ekstase, das er mir gegeben hat, ist köstlicher als irgend ein Heim sein kann. In ihr finde ich wundervolle Freuden, die alle andern übertreffen. Meine wahre Ehe habe ich mit Christus geschlossen. Ich sage nicht, daß die Ehe für andere nicht gut genug sei; aber ich, der ich schon mit Christus verbunden bin — wie kann ich eine andere Ehe schließen?

Wir fragten ihn, ob er seitdem jemals wieder während kürzerer Zeit gefastet habe. „Im Himalaja bin ich dazu gezwungen worden“, entgegnete er.

„Finden Sie diese Art des Fastens gut für Ihr geistiges Leben?“

„Ich habe alle Dinge von Nutzen für mein geistiges Leben gefunden, Hunger und Durst und anderes.“

Der Sadhu machte uns klar, daß er die Fastenzeit nicht in der Absicht auf sich genommen habe, sich Leiden zuzufügen: das, so behauptet er, sei eine Hindu-auffassung. Er hat nicht die Absicht, sie zu wiederholen; auch findet er es nicht wünschenswert, daß jeder Christ diesen Versuch unternehme. Allein aus verschiedenen Andeutungen, die er machte, zogen wir die Schlußfolgerung, daß es eine Krisis in seiner geistigen Entwicklung war. Wir würden versucht sein, sie in der technischen Sprache mystischer Theologie als den Übergang von der Stufe der „Erleuchtung“ zur Stufe der „Einung“ zu beschreiben: aber die sehr geringfügigen Merkmale eines Zustandes, welcher der zwischen den beiden liegenden Stufen entspricht, „die dunkle Nacht der Seele“ genannt — ein Punkt, auf den wir in einem späteren Kapitel zurückkommen werden — würden den Vergleich zu einem irreführenden machen. Wiederum — wenn es anginge, die in der Gefangenschaft geschriebenen Episteln von einer Charakterisierung des Paulus auszuschließen — so könnten wir den Übergang als einen solchen bezeichnen, der von der paulinischen zur johanneischen Art des Erlebens führt. Doch auch dies würde in mancher Hinsicht ebenso irreführen. Die Persönlichkeit des Sadhu ist eigenartig genug, um auf eigenartigem Wege zur Reife gelangt zu sein.“

Soweit die vorliegenden Berichte. Wie weit entsprechen sie den Tatsachen?

Daß ein Sadhu darauf verfallen konnte, durch eine längere Fastenzeit seinem Leben eine höhere Weihe zu geben, ist an und für sich nichts, was von vornherein abzuweisen ist. In der Religion der Hindus sowohl wie der Moham-

medaner spielt das Fasten eine große Rolle und wird gewissenhaft von vielen entsprechend den Vorschriften der beiden Religionen beobachtet. Daß Sundar, nach Lesung der Evangelien, auf den Gedanken gekommen sein sollte, auch eine längere Zeit von Speisen sich zu enthalten, ist daher nichts in sich Unwahrscheinliches.

Aber hier handelt es sich nicht darum. Wir möchten den Tatsachenbeweis haben. Als Zeugen kommen in Betracht, außer dem beteiligten Sadhu, der Freund des Sundar, Swift mit Namen, und vielleicht die Freunde in Dehra Dun und Annfield, die den Erschöpften pflegten, oder auch die Autoritäten der Kirche, in der der Gottesdienst für den Totgemeldeten gehalten werden sollte oder in der man an die Errichtung einer Denktafel dachte. Allen diesen Spuren ist Hosten nachgegangen, ohne auch nur den Schatten eines Beweises zu finden. Dagegen stellte sich heraus, daß die vierzigstägige Fastenzeit ein Produkt der Einbildungskraft des Sadhu ist und daß dieser verschiedene Mittel benutzte, um seinen Verehrern die Überzeugung beizubringen, daß er längere Zeit gefastet habe.

Die Nachforschungen ergaben zunächst, daß von einem memorial service, von Nachrufen in Zeitungen, von der Errichtung einer Gedenktafel bei den in Betracht kommenden Stellen nichts bekannt war. All diese Dinge waren in der Phantasie des Sadhu entstanden, oder auch vielleicht in der seines Impresario Jahir, und dann von diesem durch Sundar übernommen.

Trotz eifrigen Suchens war es nicht möglich, die Freunde ausfindig zu machen, die ihn in Dehra Dun und Annfield gepflegt haben sollen. Jedenfalls war er nicht in einem der Hospitäler der Stadt Dehra Dun, weder im katholischen noch in einem der protestantischen Missionen. Daß man ihn von dort aus in mehr als dreitägiger Wagenfahrt nach dem kleinen Annfield gebracht haben soll, klingt sehr unwahrscheinlich, wie bereits erwähnt. Das Natürlichste wäre doch gewesen, den Bewußtlosen einem der Hospitäler der Stadt Dehra Dun anzuvertrauen.

Tatsache ist, daß eine Reihe von Telegrammen an verschiedene Personen gesandt wurden, die den Tod des Sadhu anzeigten. Diese waren aufgegeben am 23. Januar 1913 in Nimoda, einer Station der Bahn von Nagda nach Dehli. Sie trugen die Unterschrift „Smith“, nicht Swift, wie man nach dem Obigen annehmen sollte. Diese Feststellung gibt uns den Schlüssel zu der ganzen Sache. Am 11. Januar desselben Jahres war der Sadhu sicher noch in Bombay. Canon Sandys, von der Church Missionary Society, einer der Freunde Sundars und Empfänger eines der Telegramme, bezeugt das ausdrücklich und beruft sich auf einen Brief des Sadhu, der von Bombay an den Canon an diesem Tage abgeschickt wurde. Der früheste Termin, an dem Sundar Bombay verlassen konnte, war also dieser 11. Januar; wahrscheinlich ging er erst später fort.

Von Bombay reiste der Sadhu nach Ujjain in Zentralindien. Hier besuchte er einen Dr. Alexander Nugent, der als protestantischer Missionsarzt an diesem Orte tätig war. Dr. Nugent scheint das Treiben des Sadhu von Anfang an mit kritischem Auge verfolgt zu haben, und unterscheidet sich dadurch vorteilhaft von andern Missionären, die im Sadhu blindlings den christlichen Mystiker verehrten. Nugent teilte Hosten Folgendes als ganz sicher mit: Der Sadhu

war in Ujjain bis zum 22. Januar und verließ diese Stadt am Abend desselben Tages mit dem Abendzuge. Dieser brachte ihn bis Nagda, wo er die Fahrt unterbrechen mußte, um den Postzug Bombay-Dehli abzuwarten. Er konnte Nagda am 23. zwischen 8 und 9 Uhr morgens verlassen. Auf der Bahnstation Nimoda wurden dann nachmittags die Telegramme aufgegeben, welche die Unterschrift „Smith“ trugen. Nachforschungen beim Stationsvorsteher dieser Station, die Dr. Nugent anstellte, ergaben, daß nicht ein Europäer, sondern ein Jnder die Telegramme aufgegeben habe. Diese Feststellung wurde nicht erst neuerdings gemacht, sondern kurz nach Absendung der Telegramme, als Dr. Nugent davon erfuhr, daß einige der Freunde des Sadhu sich wegen der eingetroffenen Telegramme nach dem Schicksal des angeblich Gestorbenen erkundigten.

Am 13. Februar 1913 sandte Sundar einen Brief an den Bischof von Kalkutta, in dem er diesem mitteilte, daß er vierzig Tage gefastet habe, krank geworden sei, sich aber erholt habe.

Begnügen wir uns zunächst mit diesen Tatsachen, so ergibt sich Folgendes: Sundar kann die Einöde in der Nähe von Dehra Dun nicht vor dem 25. Januar erreicht haben. Das ist also der früheste Termin für den Anfang der „vierzig-tägigen“ Fastenzeit. Am 13. Februar war er wieder hergestellt. Nach dem ersten Bericht dauerte die Zeit der Wiederherstellung „weniger als zwanzig Tage“. Geht man vom 13. Februar etwa zwanzig Tage zurück, so kommt man ungefähr an den 25. Januar heran. Für eine längere Fastenzeit bleibt also nichts übrig.

Aber auch die vielleicht übrig bleibenden paar Tage schrumpfen in ein Nichts zusammen, wenn man bedenkt, daß der Brief an den Bischof von Kalkutta von Kotgarh aus geschrieben war. Um von Annfield nach dieser Stadt zu kommen, hätte Sundar entweder den beschwerlichen Landweg nehmen müssen, der für einen gerade von schwerer Erkrankung Genesenen unmöglich gewesen wäre und für einen Gesunden viele Tage in Anspruch genommen hätte. Oder er hätte von Annfield nach Dehra Dun zurückgehen und dann mit der Bahn nach Simla fahren müssen, um von da zu Fuß nach Kotgarh zu reisen. Auch dazu hätte er mehrere Tage gebraucht. Für eine Fastenzeit bliebe dann gar nichts mehr übrig. Viel wahrscheinlicher ist es also, daß der Sadhu nach seinem Aufenthalt in Nimoda direkt den Weg nach Kotgarh eingeschlagen hat und daß alle seine Erzählungen von seinem Aufenthalt in der Wildnis bei Dehra Dun freie Erfindungen sind.

Daß diese Deutung die allein richtige ist, beweist die Telegrammgeschichte fast bis zur Evidenz. Wer ist der Smith, der die Telegramme unterzeichnet hat? Nach der Angabe Sundars ein Franziskaner, ein medical man, ein Doktor. Schon diese Zusammenstellung ist sonderbar. Einen Franziskaner mit Namen Smith hat es damals in Indien nicht gegeben. Der einzige katholische Geistliche mit diesem Namen ist William Smith in Samastipur. Dieser erklärte aber auf Anfragen, daß er den Sadhu nicht kenne und die Telegramme nicht aufgegeben habe. Vielleicht hatte der Sadhu von diesem William Smith gehört. Daher änderte er den Namen seines Freundes in Swift. Er wählte wiederum einen Eigennamen, der sehr gebräuchlich ist und Nachforschungen unmöglich machen sollte. Aber auch ein Geistlicher dieses Namens ist unter dem katholischen Klerus Indiens nicht zu finden.

Diesen Swift hat der Sadhu angeblich in Bombay kennen gelernt. Als einige Jahre später Dr. Nugent dem Sadhu zusetzte, ihm nähere Angaben über den angeblichen Smith oder Swift zu machen, um die Telegrammaffäre aufzuklären, geriet Sundar in arge Verlegenheit. Im September 1917 schrieb er an Dr. Nugent: „Swift ist ein römischer Katholik und muß das (wohl die Absendung der Telegramme) aus Eifersucht oder Haß getan haben. Oder vielleicht hat einer der Patres ihm das beigebracht; denn zur Zeit, da ich ihn kennen lernte, lebte er mit einem Priester in Thana in der Nähe von Bombay, und dieser Priester war ärgerlich über mich, weil ich ihn einen Fastenverehrer genannt hatte. . . . Ich werde nach Madras gehen und ausfindig machen, wo Herr Swift sich befindet, und wenn ich seine Adresse weiß, werde ich sie Ihnen sofort mitteilen. Ich hatte nicht gewußt, daß Sie Zweifel bezüglich der Telegramme haben, sonst wäre ich sicher zu Ihnen gekommen und hätte alles aufgeklärt.“ Einige Monate später schrieb der Sadhu an Dr. Nugent von Puna aus: „Letzte Woche traf ich Herrn Swift, und wenn Sie an ihn schreiben wollen, so ist seine Adresse für einige Tage: Herrn G. Swift, Pankis House, Byculla, Bombay.“ Dr. Nugent schrieb sofort an seinen Vetter, der in dem angegebenen Viertel Bombays wohnt und die Stelle des Vorstehers der Book and Tract Society einnimmt und die Stadt gut kennt. Trotz aller Nachforschungen, auch bei der Post, konnte er den angegebenen Platz nicht ausfindig machen. Ein solcher besteht weder in Bombay-Byculla noch in Bombay. Zur selben Zeit, da Swift sich in Bombay aufhalten sollte, erschien in einem obskuren Blättchen eine Erklärung eines Swift, in der er sagte, er habe mit dem Sadhu in gewissen Punkten nicht übereingestimmt, er habe auch „keine Erlaubnis gehabt, mit Protestanten zu korrespondieren oder zu sprechen“. Dann heißt es: „Ich gebe zu, daß ich der Mann war, der die Telegramme absandte.“ Abgesehen davon, daß es lächerlich ist, daß ein katholischer Priester erklärt, keine Erlaubnis der angegebenen Art zu haben, ist mit dem undatierten Brief nichts bewiesen. Dr. Nugent bemerkt dazu: „Die Abfassung des Schreibens erinnerte in der Satzkonstruktion und in den Phrasen ganz an die Sprache des Sundar Singh.“ Die Vermutung liegt also nahe, daß der Sadhu den Brief verfaßt hat, um sich aus der Verlegenheit zu helfen.

Dr. Nugent gab sich aber nicht zufrieden. Er schreibt weiter: „Im Jahre 1919 besuchte mich Sundar Singh auf Drängen hin noch einmal in Ujjain, um die Sache aufzuklären. Ein anderer unserer Missionäre war zugegen, und wir besprachen viele Punkte aus seinem Telegramm, seinen Briefen und Büchern. Auf alle Schwierigkeiten gab er nur eine Antwort: ‚Würde Gott mich in so vielen großen Konferenzen in Indien und andern Gegenden benützen, wenn ich ein Lügner wäre?‘ Weiter konnten wir mit ihm nicht kommen. Ich fuhr fort, ihn zu drängen, Swift oder Smith oder jemand anders genauer zu bezeichnen, der Swift kannte oder sah. Aber er konnte es nicht tun.“

Aus den obigen Feststellungen folgt, daß Sundar am Tage vor der Absendung der Telegramme noch wohl und munter in Ujjain war. Diese wurden also vor dem Beginn der Fastenzeit aufgegeben. Am Tage der Absendung reiste Sundar durch Nimoda. Der Absender der Nachrichten war kein Europäer, sondern ein Indier, wie bereits erwähnt. Die einzige Lösung dieser Wider-

sprüche besteht in der Annahme, daß der Sadhu selbst die Telegramme aufgegeben hat, um seine Freunde in die Irre zu führen.

Von der ganzen erbaulichen Erzählung bleibt also nichts übrig, als daß es sich um eine schlau eingeleitete und fortgespielte Irreführung Leichtgläubiger handelt mit der Absicht, den Sadhu in den Ruf eines heiligen Mannes zu bringen.

An einem Beispiel haben wir im Obigen die Glaubwürdigkeit des „neuen Franziskus“ beleuchtet. Auf ähnliche Weise ließe sich nachweisen, daß viele andere Erzählungen nicht den Tatsachen entsprechen. Es ist ziemlich sicher, daß der Sadhu niemals im eigentlichen Tibet war. Alle die Wundergeschichten, die dort spielen sollen, sind freie Erfindungen seiner Phantasie, wilde Ausschmückungen harmloser Ereignisse oder Übertragungen von Erzählungen, die er irgendwo gelesen oder gehört. Steht einmal fest, daß in den Berichten von „Tatsachen“ die überwuchernde orientalische Phantasie des Sadhu eine entscheidende Rolle gespielt, dann sind auch seine andern Erzählungen sowohl wie seine Lehren ganz anders zu beurteilen, als es bisher geschehen ist.

Trotz alledem möchten wir den Sadhu nicht einen Betrüger nennen. Er ist ein Psychopath und zwar ein orientalischer, oder wenigstens ein Dichter, der Wahrheit und Dichtung nicht mehr unterscheiden kann. Im Orient arbeitet die Phantasie ganz anders als im nüchternen Abendland, und der Mensch flüchtet viel leichter aus der Welt des rauhen Seins in die des blumigen Scheins.

Aber das entschuldigt nicht die, welche mit den Phantastereien eines Träumers eine zerfallende Welt wieder zu neuem Leben erwecken möchten. Was nützt uns alle Kunst der Kritik, wenn sie vor den schönen Phrasen eines orientalischen Schwärmers Halt macht und sich blindlings gefangen gibt, sobald ein oberflächlicher indischer Journalist wie Jahir oder eine leichtgläubige Missionsdame fromme Märchen erzählen und der Prinz der Märchen im Gewande des Orients in unserer Mitte erscheint. Vielleicht sind die Schriften über den Sadhu eine der vielen Zerfallerscheinungen, die die abendländische Kultur heute zeigt. Vielleicht! Oder müssen wir die Wurzeln dieser Verirrung tiefer suchen?

Heinrich Stierp S. J.